

Kalenderbergware erscheint. Sie ist in Nordwestdeutschland nicht so isoliert, wie man bis vor kurzem meinte, da sie auch in Westfalen und Westhannover immer häufiger begegnet. Überhaupt sind die Beziehungen zu den genannten Gebieten recht ausgeprägt. So sind in Garbsen Düstruper Terrinen und Doppelkoni keine Ausnahme. Auch die hochgezogenen Doppelkoni begegnen hier wie dort. Ein hochgezogener Doppelkonus mit verhältnismäßig scharfem Umbruch und zwei Henkeln am langen Oberteil fällt auf (Taf. 43, 796:29). Die Form hat sehr viele Entsprechungen in den Niederlanden. Selbst die Urnenfelderkultur Süddeutschlands, Hessens oder des Mittelrheinbezirkes hat beeinflussend eingegriffen, worauf eine Schrägwandschüssel mit verzierterem Innenrand hinweist (Taf. 18, 594:36). Auf den Zusammenhang mit Osthannover der Stufen Wessenstedt, Jastorf und Ripdorf geht Verf. genauer ein. – Eine Fülle von Verzahnungen macht sich in der Keramik von Garbsen bemerkbar. Was für Aufschlüsse über Querverbindungen wären zu erbringen gewesen, wenn Urnen, Beigefäße und Schüsseln komplett vorlägen!

Verhältnismäßig kurz behandelt Verf. die Zeitstellung des geretteten Fundgutes. Wie schon der Titel des Buches ausweist, hält er es für früheisenzeitlich. Den Beginn setzt er in den Anfang der fraglichen Epoche, das Ende in die Jahrzehnte um Chr. Geb. Ich stimme in der Datierung in den meisten Fällen mit ihm überein. Vor allem sagt mir zu, daß Verf. in erheblichem Ausmaß Gefäße herabdatiert, die von anderer Seite in die jüngere Bronzezeit eingruppiert werden. Diese ist allerdings in einer Reihe von Beispielen vertreten. Als Beleg dafür nenne ich die Grabverbände 407 und 1:36 (Taf. 36). Im ersten gibt das Rasermesser mit doppelt S-förmigem Griff, im letzteren die lange Vasenkopfnadel mit geradem unverziertem Schaft und für Nordwestdeutschland ungewöhnlich großem Kopf die Datierung. Die Liste des jungbronzezeitlichen Materials ließe sich erweitern, wenn sie auch nicht sehr umfangreich ausfällt. Für mich besteht kein Zweifel, daß die Beisetzung von Urnen in der genannten Periode anfängt.

Meines Erachtens hat sich die große Mühe des Verf.s gelohnt, die Funde von Garbsen und die aus dem Stadtgebiet Hannover zu publizieren. Erst mit der Zeit wird sich herausstellen, welcher Wert der Bekanntgabe beizumessen ist, wenn man daran geht, alles jungbronze- und früheisenzeitliche Material des mittleren Leine-Gebietes zu veröffentlichen.

Münster/Westf.

Kurt Tackenberg.

Charles Lagrand et Jean-Paul Thalmann, Les Habitats protohistoriques du Pègue (Drôme). Le Sondage N° 8 (1957–1971). Centre de Documentation de la Préhistoire Alpine, Cahier N° 2. Grenoble 1973. 119 Seiten, 23 Abbildungen und 39 Tafeln.

Für die Verdeutlichung der Beziehungen zwischen der west-mitteleuropäischen Hallstattkultur und dem mediterranen Kreis setzte man große Hoffnungen auf die 1955 entdeckte Höhensiedlung Saint-Marcel bei Le Pègue, 135 km nördlich von Marseille am Ostrand des Rhônetals. Erste Versuchsschnitte waren so erfolgversprechend, daß seit 1956 in regelmäßigen Kampagnen und unter Beteiligung mehrerer Forscher und Institute geegraben wird. Inzwischen sind elf Grabungsflächen angelegt, von denen der „Schnitt 8“ die klarste Stratigraphie und die besten Befunde lieferte.

Auf seinen etwa 215 m² konnten insgesamt 19 Schichten identifiziert werden, die sich aber nicht alle über die ganze Fläche hin verfolgen ließen. Das Gelände ist an dieser Stelle mäßig nach Westen geneigt, so daß für die Herstellung horizontaler Wohnniveaus Terrassen angelegt werden mußten. Das älteste Wohnniveau stellt die Schicht E2 dar, zu der ein Hüttenboden gehört. Unter dieser Schicht liegen nur noch die Schichten F1–3, die aus Anschwemmungen und künstlicher Auffüllung von Bodenunebenheiten entstanden. Aus der Schicht E1 sind keine Baubefunde bekannt, doch hat sie ein sehr reichhaltiges Scherbenmaterial geliefert. Darüber folgt Schicht D2, die einen verbrannten Getreidespeicher ergab. Aus der Einebnung dieser Brandsschicht entstand die Schicht D1, an die sich mit Schicht C2 B (stellenweise unterteilbar) eine weitere Füll- und Planierungsschicht anschließt. Erst mit Schicht C2 A setzt eine neue Bebauung dieses Platzes mit geringen Bauresten ein. Die Schichten C1 und C1' sind wieder Planierungsschichten, die dann von Schicht B3 überdeckt werden. Diese ergab übereinander vier Hüttenböden (A–D). Nach dieser letzten Bauphase folgen mit den Schichten B1–2 und A1–3 nur noch mehr oder weniger deutlich trennbare, offenbar natürlich oder durch Bodenkultivierung entstandene Schwemm- und Ausgleichsschichten.

Es lassen sich also im Baubefund drei deutlich getrennte Besiedlungsphasen erkennen: die eng zusammengehörigen Schichten E2, E1 und D2 mit der Hütte und dem verbrannten Getreidespeicher, die Schicht C2 A mit geringen Bauresten und dann wieder die Schicht B3 mit ihren vier Hüttenböden übereinander. Die Datierung der einzelnen Siedlungsphasen (S. 19ff.) stützt sich auf Importkeramik, Münzen und Metallfunde. Während die wenigen Funde der Schichten F1–3 an den Übergang der Urnenfelder- zur Hallstattzeit, etwa in das 7. Jahrhundert v. Chr., gehören, können die Schichten E2–D2 besser eingegrenzt werden. Das älteste datierbare griechische Stück ist eine (?) „de Droop“-Schale (530–520 v. Chr.), deren sieben Scherben allerdings in drei Schichten (die späteste C2 A) verstreut waren. Da jedoch eine von ihnen in der Kiesschüttung lag, die zur Stützmauer der mittleren Terrasse gehört, ist sie schon der daran anbindenden Schicht E2 zuzuweisen. Aus derselben Schicht stammen eine kleine Bronzefibel mit leicht asymmetrisch geschwungenem Bügel und aufgebogenem Fußknopf, dazu eine Doppelnadel, deren Herkunft und Datierung nicht eindeutig ist. Schicht D2 kann nur über die lokale „pseudo-ionische“ Keramik datiert werden. Da es unter ihr keine Formen mehr gäbe, deren attische Vorbilder nach 480 anzusetzen seien, müsse der Speicher auch etwa um diese Zeit abgebrannt sein. So rechnen die Autoren für die drei Schichten E2–D2 mit einer recht kurzen Zeitspanne, etwa einem halben Jahrhundert.

In den folgenden Schichten mischt sich vielfältig ältere Keramik mit jüngerer, so daß immer nur ein terminus post quem angegeben werden kann. So stammt aus der Füllschicht C2 B als spätestes Stück eine „Prae-Gnathia“-Schale etwa von 375–350 v. Chr. In der Siedlungsschicht C2 A fand sich dann campanische Ware des 3. Jahrhunderts. Die dritte Besiedlungsphase der Schicht B3 setzen die Autoren in die Jahre 60–30 v. Chr., weil einerseits in der Planierungsschicht C1 schon Münzen des zweiten Viertels des 1. Jahrhunderts v. Chr. lagen, andererseits aber arretinische Ware überhaupt fehlt. Das Vorkommen von zwei Nauheimer Fibeln kann diesen Ansatz unterstützen.

So klar die Trennung der drei Siedlungsphasen ist, so unsicher ist doch die genaue Dauer jeder einzelnen. Immerhin gibt es unter der Importkeramik in Planierungsschichten auch solche, die von der Mitte des 5. Jahrhunderts bis um 400 v. Chr. reicht, ohne daß nach der entwickelten Chronologie dafür Siedlungsschichten vorhanden wären. Die Autoren begnügen sich mit der Feststellung, daß die mit diesen Funden belegte Besiedlung, „ohne Zweifel wenig bedeutend“, eben „keine Spuren in der

Stratigraphie hinterlassen“ habe (S. 26). Nun wird man den Befund in einem einzigen Schnitt nicht überbewerten wollen, aber es wird doch deutlich, daß die Datierungsmöglichkeiten immer noch sehr spärlich sind. Selbstverständlich kann auch die eine attische Scherbe in Schicht E2 nicht mehr als ein allgemeiner Anhaltspunkt sein. Noch unsicherer ist die Datierung der Zerstörung des Getreidespeichers, mit der die „späthallstattische“ Phase ihr Ende findet. Das oben referierte Argument geht von der Voraussetzung aus, daß die Formenentwicklung der „pseudo-ionischen“ Keramik in ihrer späten Phase jener der attischen genau parallel lief. Das mag für den Beginn der neuen Tradition nach der Mitte des 6. Jahrhunderts gelten, die sich zunächst eng an die Vorbilder anlehnt, doch scheint es für spätere Phasen nicht zwingend. Hinzu kommt, daß genau am Beginn des 5. Jahrhunderts die Einfuhr attischer Keramik nach Marseille rapide zurückgeht (vgl. H. Reim, Germania 46, 1968, 280 Abb. 2), so daß der bis dahin vorhandene enge Kontakt mit den Entwicklungen im Mutterlande sich abschwächt. Das Enddatum von 480 v. Chr. ist also ebenfalls nur ein terminus post quem. Während die mittellatènezeitliche Phase C2A ohnehin nur sehr grob datiert werden kann, scheint die Eingrenzung der letzten, spätlatènezeitlichen Besiedlung – unter der Voraussetzung der Richtigkeit der Münzchronologie – berechtigt zu sein.

Auf S. 27 ff. wird der Baubefund umrissen. Eigentliche Gebäudereste haben sich nur auf der unteren Terrasse erhalten. Zu Schicht E2 gehört eine 2,9 m breite Hütte von unbekannter Länge, von der nur Teile einer Steinlage der Mauern gefunden wurden. Der Getreidespeicher in Schicht D2, für den die Schichten E1 und E2 teilweise abgegraben wurden, nahm die ganze untere Terrasse ein und griff – mit einer sorgfältigen Stufe im Boden – auch auf die mittlere über. Die Wände bestanden aus einem niedrigen Trockenmauersockel, auf dem ein Gebälk aufsaß, das mit lehm beworfenem Flechtwerk gefüllt war. Das Getreide (Weizen) wurde in großen Pithoi (35–100 l) aufbewahrt, die an Ort und Stelle aus einem mit Stroh versetzten und damit luftdurchlässigen Lehm gebrannt worden und mit Deckeln verschlossen waren. Überraschend war der Befund, daß zu einem späteren Zeitpunkt auch feineres Geschirr in allen möglichen Formen dazwischengestellt worden war. Es liegt nahe, diese Vorkehrung zur Vergrößerung des Vorrates mit den Vorgängen (Kämpfen ?) in Verbindung zu bringen, denen schließlich der Speicher ganz zum Opfer fiel.

Ab der zweiten Siedlungsphase war das Gelände nur noch in zwei Terrassen aufgeteilt. Die Reste von Gebäuden aus der Mittellatènezeit ergeben kein klares Bild mehr, während die der Spätlatènezeit recht gut erhalten waren. Auch hier handelte es sich um allerdings sorgfältiger geschichtete Mauersockel, deren Orientierung um 19° von jener der ersten Anlage abweicht.

Nach einer kurzen Zusammenstellung der Funde vor der Späthallstattzeit aus der näheren Umgebung (S. 37 ff.) wird die Keramik der ersten Siedlungsphase vorgeführt. Während an attischer Keramik nur die eine schon erwähnte Scherbe vorhanden ist, gibt es immerhin 71 Fragmente von „pseudo-phökäischer“ Keramik, also massaliotischer Provenienz. Sie tritt fast nur in den Schichten E1 und E2 auf und wird rasch durch die „pseudo-ionische“ Keramik abgelöst (S. 52 Abb. 9). Sehr viele Fragmente gibt es auch von massaliotischen Amphoren, doch sind nur wenige Exemplare rekonstruierbar. Von Bedeutung ist die Beobachtung, daß diese Amphoren wenigstens vereinzelt auch in dem „pseudo-ionischen“ und im Ton der Gebrauchsgeräte imitiert wurden. Demnach waren solche Amphoren nicht nur Transportgefäß von Marseille ins Hinterland, sondern ihre Funktion war auch in Le Pègue selbst noch gefragt. Da Le Pègue gerade noch im Bereich „mediterraner Kultur“ (im landwirtschaftlichen Sinne) liegt, kann auch hier schon am Ende des 6. Jahrhunderts v. Chr. durchaus Wein (oder Olivenöl) produziert worden sein.

Die einheimische Gebrauchskeramik (S. 43ff.) aus wenig homogenem, oft recht grob gemagertem Ton beschränkt sich auf wenige Grundformen: Schalen, Schüsseln und schlanke Großgefäße. Deutlich setzt sich dagegen eine andere Keramik ab, die bei uns als „scheibengedrehte Riefenware“ bekannt ist. Sie ist aus fein geschlämmtem Ton, hart gebrannt und besitzt eine bräunlich- bis schwarzglänzende Oberfläche. Neben einem einzigen Großgefäß sind nur Schalen mit Ringfuß, scharfem Schulterknick und ausbiegendem Rand vorhanden. Alle stratifizierten Funde stammen aus Schicht D 2. Den von den Autoren angeführten Parallelen wären noch die Funde vom Münsterberg in Breisach anzufügen (W. Dehn, Alt-Thüringen 6, 1962–63, 372ff.). Es handele sich „sehr sicher um einen Fremdeinfluß, was aber eine lokale Herstellung nicht absolut ausschließt“ (S. 50). Um zu entscheiden, welchem der vier Fundorte die zeitliche Priorität zukommt, muß man erst abwarten, was A. Lang über die entsprechenden Funde von der Heuneburg zu sagen hat. Auch die Autoren haben sich hier im terminologischen Wirrwarr der Späthallstatt-/Frühlatènezeit verstrickt.

Die „pseudo-ionische“ Keramik (S. 56ff.) ist aus feinem, hellem Ton hergestellt, zum großen Teil auf der Scheibe gedreht und mit Ocker in geometrischen Mustern bemalt. Nach dem Gewicht macht sie ungefähr 15–20% des Gebrauchsgeschirrs aus, so daß man eigentlich nicht mehr von „Luxuskeramik“ sprechen könne. Die bessere Beherrschung der Brenntechnik zeigt sich auch in der gleichmäßigeren Farbgebung, während die „einheimische“ Gebrauchscheramik oft fleckig gebrannt ist. An Formen sind vertreten 22% Schalen in griechischer Typentradition, 29% Kannen, 44% Großgefäße und 5% Imitationen einheimischer Formen (meist Schalen). Die Schalen gehen in ihrer Form auf attische Vorbilder zurück, und zwar hauptsächlich auf „de Droop“- und Kleinmeisterschalen, also des letzten Drittels des 6. und des beginnenden 5. Jahrhunderts. Die Verzierungstechnik schließt sich zwar ionischer Tradition an, aber das Verzierungsschema und einige Details lassen attische Vorbilder erkennen. Andererseits ist etwa die Fußbildung so eigen, „daß es nicht unmöglich (ist), daß die konische Form des Fußes einer ionischen *Tradition* angehört, ebenso wie die Technik der Gefäßherstellung, ohne daß sie jedoch die Kopie eines bestimmten Typs wäre“ (S. 61 Anm. 84). Diese Beobachtung bestärkt unsere Zweifel an der direkten Übertragbarkeit der Chronologie der attischen oder ionischen Vorbilder auf diese Keramik: Ihre Eigenständigkeit hat mit der Zeit immer mehr zugenommen.

Auch bei den Kannen, die in zwei Größenklassen hergestellt wurden, kann man nur sagen, daß sie zwar „in ihrer Technik und dem Grundschemata ihres Dekors“ auf ionische Tradition zurückgehen, doch ist bisher eine genaue Vorform weder in Ionien noch in Südfrankreich bekannt. Noch mehr trifft dies für die bauchigen Großgefäße zu, die 35–40 cm hoch und handgemacht sind. „Sie scheinen nicht direkt von einem griechischen Vorbild abgeleitet zu sein“. Die lokale Herstellung dieser Keramik wird dann noch klarer nachgewiesen durch die Imitation von Schalen einheimischer Tradition in dieser neuen Technik (S. 76ff.), wie es auch umgekehrt vereinzelt griechische Typen aus dem groben Ton (Schale Taf. 6, 2) und Kombinationen von Details verschiedenen Ursprungs (Kyathos Taf. 13, 10) gibt. Im Gegensatz zum Mont Lassois ist in Le Pègue die Importkeramik auffallend spärlich vertreten, während die Übernahme fremder Techniken, Formen und Verzierungen rasch und in einem beträchtlichen Umfange vor sich geht. Ob allerdings die Zunahme der Schalen erst in Schicht D 2 (S. 82 Abb. 12) den Schluß berechtigt, es handele sich „um einen sich etwas später ausbreitenden Typ“, sei dahingestellt. Man sollte nicht außer acht lassen, daß ja in D 2 der Getreidespeicher einen Großteil der Grabungsfläche einnahm und naturgemäß für diesen Zweck eine ganz bestimmte Auswahl an Gefäßtypen getroffen wurde. Gerade

hier wäre eine Trennung der Materialien, die innerhalb und außerhalb des Gebäudes gefunden wurden, sehr nützlich gewesen.

Die Darstellung der Keramik der jüngeren Eisenzeit mußte sich auf die großen Linien beschränken, weil die Restaurierung und Durcharbeitung noch nicht abgeschlossen ist. Die Gebrauchskeramik setzt die älteren Traditionen ungebrochen fort; anstelle der sorgfältigen Glättung der Oberfläche wird jetzt aber häufiger Kammstrich verwendet. Eine feinere Ware, als céramique „gauloise“ bezeichnet, ist überwiegend auf der Scheibe gedreht und kann in acht nach Ton, Machart und Verzierung unterschiedliche Gruppen unterteilt werden. Wichtig ist dabei vor allem Typ A (und A') aus feinem, beigem, kaum mit Glimmer gemagertem Ton, verziert mit roten Bändern und Linien, dazu mit weißen Wellenbändern und Girlanden. Er ist schon in den Schichten C2A und C1, also im 3. Jahrhundert v. Chr., belegt und stellt mit zwei weiteren nach Machart und Bemalung anzuschließenden Vorläufern (datierbar als Imitationen von Formen der Zeit von 425–350) das Bindeglied zwischen der „pseudo-ionischen“ und der bemalten Spätlatènekeramik Mitteleuropas dar.

Die Typen B, B', C, D, E, E' unterscheiden sich durch die Art des Tones, die Brenntechnik und überwiegend auch den Formenschatz. Auf S. 96 ff. wird aus der unterschiedlichen stratigraphischen Verteilung der Typen eine relative Chronologie abgeleitet. Am ältesten ist Typ A mit der wohl etwas jüngeren Variante A'. Überwiegend in den Schichten C und B3 angetroffen wird Typ C, während die Typen B, B' und E erst ab Schicht B3 in größerem Umfang auftreten. Die Typen D, E und E' erreichen ihr Maximum eindeutig gar erst, als die Hütte schon aufgegeben war, also in den Schwemm- und Schuttschichten (!) B1–2. Nach diesen statistischen Kriterien weisen die Autoren die einzelnen Typen bestimmten Zeitstufen zu. Bei einem solchen Vorgehen fühlt man etwas Unbehagen, weil bei einem so kleinen Ausschnitt nicht recht abgeschätzt werden kann, wie weit die unterschiedlichen Anteile der verschiedenen Typen, die ja auch überwiegend zu bestimmten Formen mit spezifischer Funktion gehören, nicht durch unterschiedliche Nutzung des Areals im Laufe der Zeit zustande gekommen sein könnten. Außerdem kommt auch hier wieder der Verdacht auf, daß die in diesem Schnitt erfaßten Besiedlungsphasen nicht unbedingt für die ganze Hochfläche des Berges gültig sein müssen. Zunächst ist es, wenn die Befunde stimmen, unmöglich, die „gallische“ Keramik, abgesehen von den Typen A, A' und C, erst im 2. Drittel des 1. Jahrhunderts v. Chr. einzusetzen zu lassen, wenn etwa die Typen B–B' und D mit je etwa 9% schon in den Schichten C2A und C1 vertreten sind. Nach Schicht C2A soll die Siedlung nämlich über ein Jahrhundert verlassen gewesen sein, bis mit C1 ein Planum für die Hütte in B3 geschaffen wurde. Ähnliche Probleme stellen sich am Ende der Besiedlung. Es ist nicht einzusehen, warum die Schichten B1–2 eine signifikant andere Zusammensetzung als die Schicht B3 aufweisen sollen, wenn die Besiedlung nach B3 abgebrochen ist.

Campanische Keramik (S. 98 ff.) ist in Le Pègue recht selten und beschränkt sich auf nur wenige Typen, fast ausschließlich 27 und 33. Die qualitätvollere Ausführung (alles Schalen der Form 27) wurde zu zwei Dritteln schon in Schicht C1 gefunden (was hier übrigens als Beweis für ihr Vorhandensein schon im 3. Jahrhundert v. Chr. gewertet wird), während 143 der 154 Scherben der gewöhnlichen Qualität erst in Schicht B3 lagen.

Die Frage nach dem Charakter der hallstattischen Siedlung von Le Pègue wird nur knapp angeschnitten. Ihre Lage am Schnittpunkt zweier bedeutender Fernverkehrswege läßt auf den Handel als stimulierenden Faktor schließen. Es wird hingewiesen auf die Abhängigkeit Marseilles vom Getreide des Hinterlandes und der Getreidespeicher der Schicht D2 damit in Zusammenhang gebracht, weil er offen-

sichtlich zu groß sei für die eigene Bevorratung nur dieser Siedlung. Deren Ende sei wohl den ersten „Kelteninvasionen“ zuzuschreiben, die zugleich auch den Handel Marseilles mit dem Norden unterbrachen. Daß man in zwei späteren Perioden wieder die Höhe aufsuchte und nicht nur unten im Tal, wo ebenfalls eine Siedlung bezeugt ist, siedelte, wird nur konstatiert.

Diese Zurückhaltung bei der Auswertung für historische Aussagen steht in Einklang mit dem Charakter des Materials, das ja nur einen geringen, wenn auch derzeit den aussagekräftigsten Ausschnitt eines großen Komplexes bildet. Die Art der Präsentation ist übersichtlich und erfreut durch ihre Knappheit. Die Strichzeichnungen auf den 39 Tafeln sind sorgfältig ausgeführt und nach Typen geordnet; die Tabellen sind mit Überlegung gestaltet, wenn auch im Graphischen manchmal etwas unruhig. Auf der Übersichtskarte auf S. 8 wäre ein Maßstab nützlich (wohl 1:1800 000). Wenn man auf dem in Abb. 5 versteckten Plänen sieht, wie groß allein in diesem Bereich die schon aufgedeckten Flächen sind, dann kann man nur hoffen und wünschen, daß auch das restliche Material in absehbarer Zeit in so hervorragender Weise der Forschung zugänglich gemacht wird.

München.

Ludwig Pauli.

Gabriel Chapotat, Vienne gauloise. Le matériel de La Tène III trouvé sur la colline de Sainte-Blandine. Publications du Centre d'Études Romaines et Gallo-Romaines de la Faculté des Lettres et Sciences Humaines de Lyon. Fasc. II. En dépôt aux Éditions de Boccard, Lyon 1970. Textteil: 186 Seiten und 34 Abbildungen; Tafelteil: 56 Tafeln.

Anlässlich des Symposiums über „Kelten und keltische Oppida in Mitteleuropa und im Karpatenbecken“, das 1970 in Liblice stattfand, gab W. Dehn einen Überblick über den Stand der Oppidaforschung in Frankreich¹. Seine Ausführungen zeigten deutlich, welche Rolle die Oppida Galliens im Rahmen der gesamten spätkeltischen Zivilisation spielen. Gleichsam als ob ihre Bedeutung unter Beweis gestellt werden sollte, legte kurz darauf G. Chapotat die Bearbeitung der Spätlatène funde des gallischen Vienne in einem zweibändigen, für die französische Forschung beispielhaften Werk vor. In einem mit zahlreichen Karten, Tabellen und Abbildungen ausgestatteten Textband wird ein bis dahin kaum bekanntes, reiches Fundmaterial mit Klarheit und Sachkenntnis vorgeführt und auf über fünfzig, durchweg vom Verf. mit großer Sorgfalt selbst gezeichneten Tafeln dokumentiert. Anstelle eines Kataloges findet man nur eine knappe Erläuterung der Tafeln (S. 159 ff.), die relativ ausführliche Behandlung der Funde in den einzelnen Kapiteln gleicht dies jedoch aus. Bei der Darstellung beschränkt sich Verf. nicht auf eine detaillierte katalogartige Beschreibung, sondern zieht die veröffentlichten Fundbestände der bekannten Oppida von Frankreich bis Böhmen zum Vergleich heran. Dadurch geht diese Arbeit über den Rahmen einer reinen Materialvorlage hinaus, wird jedoch als solche auch in späteren Jahren ihren Wert behalten. Weiteren wünschenswerten Veröffentlichungen französischen Spätlatènematerials sollte sie Vorbild und Ansporn sein.

An der Mündung der Gère auf dem linken Ufer der mittleren Rhône gelegen, war Vienne aufgrund seiner günstigen geographischen Voraussetzungen ein seit dem Neolithikum bevorzugter Siedlungsplatz. Die heutige Stadt wird von einer Hügelkette beherrscht, zu der auch die beiden kleinen, die Stadt im Osten überragenden

¹ Arch. Rozhledy 23, 1971, 393 ff.